

# Leipziger Tageblatt

und

## Anzeiger.

N<sup>o</sup> 358.

Donnerstag, den 24. December.

1846.

### Neue Weihnachtsbilder

von

C. Herlossohn.

(Fortsetzung.)

5.

Wandeln wir jetzt die Hauptstraße hinab, auf der das Leben allmählich zu ersterben beginnt. Rings die Fenster hell erleuchtet, glänzend schimmernd: da schweben sie wohl schon alle in der feigen Weihnachtluft!

Aus der Dachstube des schmalen Erkerhauses, gerade der flammend erleuchteten Balletage gegenüber, da fällt nur ein blasser Schein durch die kleinen Scheiben. Es ist wie der matte Strahl aus dem Auge eines Unglücklichen!

Und ein solcher wohnt auch dort oben. — Vielleicht ist er's auch nicht. — Eilen wir hinauf.

Die niedere, kleine Stube ist ärmlich eingerichtet, und doch nicht ganz so; denn die Eine Seite der Wand nimmt ein schöner Flügel ein, worauf viele Notenhefte aufgeschichtet sind. Dieser paßt freilich wenig zu der übrigen Einrichtung, die durch ein schlechtes Sopha auf der andern Seite und einen alten, ganz mit Papieren bedeckten Tisch zwischen beiden Fenstern vervollständigt wird. Den übrigen Raum nimmt ein Schrank, ein paar Stühle ein.

Den Raum erhellt eine Blendlampe, — im Ofen glimmt mattes Feuer: es ist schauerlich und frostig in der niedern Stube.

An dem Schreibtisch sitzt ein junger, bleicher Mann, in seinen Mantel gehüllt; er hat die hohe schwarzumlockte Stirn, das brennende Auge auf ein Blatt herabgesenkt, worauf seine Hand Worte und Zeichen schreibt. Aber sein Geschäft ist rastlos, es zeigt von Aufregung. Oft erhebt er sich, schreitet hastig die Stube auf und ab, haucht in die starren Finger, setzt sich wieder, um weiter zu schreiben, dann tritt er an's Piano, schlägt einige Töne an, und fährt in seinem seltsamen Treiben fort, dem er sich wohl schon zwei Stunden lang ergeben.

Dies lieber Leser, ist ein Musicus. Kein Solcher, wie Du sie in den Concertsälen zu sehen gewohnt bist, Ordenskreuze auf der Brust, Brillantringe an den Fingern, duftende Locken um die Schultern, elegant in seinem Auftreten, einem Prinzen vergleichbar. Nein, er ist ein armer Musiker, er schafft nur Melodien, Lieder, Gedanken in Tönen. Jene üben sie aus, bringen sie zu Gehör: das sind die reichen, die vornehmen Musiker. Er ist aber ein armer Musiker — und krank noch dazu: wer weiß, ob an Leib oder Seele.

Endlich seines Drängens müde, legt er die Feder nieder, stützt das bleiche Antlitz in die Hand und scheint zu sinnen, — vielleicht auch zu träumen. —

— Inzwischen ist drüben in der glänzenden Balletage von funfzehn Fenstern Breite vornehmer Th<sup>o</sup> dansant beim Präsidenten von L<sup>oo</sup>. Die Weihnachtsbescherung im Familientreife ist zu Stande gebracht, der übrige Rest des Abends und der Nacht ist der Eleganz, musikalischen Genüssen, dem Tanz und den Freuden der Tafel gewidmet. Eine ausgewählte Gesellschaft hat sich bei dem geschmackvollen, gastfreien Wirth versammelt.

Eben öffnet man das Piano und das Concert beginnt. Eine wunder süße Mädchenstimme singt ein himmlisches Lied. Aber die Hitze des überfüllten Saales ist erstickend; Einer der Herren wagt es, hinter den dichten Damastvorhängen ein Fenster zu öffnen.

Jetzt quillt die Fülle dieses zauberischen Frauengesanges auch hinaus in die Straße und zittert, wie der Flügelschlag eines silbernen Schmetterlings, an den kleinen Scheiben des Dachstübchens.

Und der arme bleiche Musicus erwacht plötzlich aus seinen Träumen, als rief ihn leise ein Engel, er öffnet trotz der harten Kälte das Fenster und blickt und horcht hinaus in die stille Straße, und schließt die Augen und ein wehmüthiges Lächeln und ein blaßes Roth überfliegt seine Züge. Dann lispelt er leise: „Es ist mein Lied; sie singen mein Lied!“

Die Sängerin hat geendet, toller Applaus bricht drüben los. Der junge, blaße Mann schließt rasch das Fenster, hüllt sich dichter in seinen Mantel und wirft sich auf das Ruhebett. Er athmet einigemal tief auf — dann scheint er zu entschlummern.

— Eine halbe Stunde darnach, etwa öffnet sich leise die Thüre, blasser Schimmer bricht herein und es folgt schein und vorsichtig ein junges Mädchen — einen kleinen Weihnachtsbaum in der Hand.

Sie ist etwa achtzehn Jahre alt, aber schön und frisch wie eine junge Rose. Heimliche Freude taucht in den schwarzen Augen, auf den purpurnen Lippen und Wangen. Ihre niedliche Tracht ist die eines einfachen Bürgermädchens, sie hat das schlichte Wesen einer Nähterin.

Angstlich sieht sie sich um und gewahrt den Schläfer nicht auf dem Sopha, der sich ganz in seinen Mantel verhüllt hat.

„Er ist ausgegangen,“ spricht sie leise zu sich und stellt den Weihnachtsbaum rechts auf den Flügel, „wie schade! Der Arme würde sich doch gefreut haben — und ich auch. Doch soll er sich freuen, wenn er zurückkehrt — und soll rathen.“

Still, wie sie kam, entfernt sich die holde Erscheinung. Er aber schläft und ahnt nicht, daß die uneigennütige Liebe, die da gibt ohne nach der Gegengabe zu fragen, in seiner Nähe war. —

6.

Drüben aber in den glänzenden Gemächern sind die jungen Paare so eben zum Tanze angetreten.

In einer und derselben Quadrille steht die Tochter des Hauses, die reizende Th<sup>u</sup>neida, ein blondes Engelbild, die Sängerin jenes Liedes, an der Seite des schönen Grafen Roderich.

„Die Rose, die Rose“ steht er an ihr Ohr geneigt im Tone eines Liebenden. —

Ein Blumenbouquet schmückt ihre Brust, vor Allen schön ist eine halb aufgeblühte Rose. —

Das Fräulein lächelt spröde und schelmisch zu seiner Bitte. „Um aller Seligkeit willen, die Rose,“ stürmt er „oder Sie lieben mich nicht!“ — In seinen Augen flammt es wie Eifersucht. —

„Man wird es bemerken,“ entgegnet sie leise und beschwichtigend — „jetzt nicht.“ —